

Von den nobelsten Empfindungen inspiriert
Die preußischen Prinzen Friedrich und Heinrich in Rheinsberg
Frankfurter Allgemeine, 29. April 1992
Die Grafschaft Ruppin
Von Peter Hahn

Mit der Eisenbahn von Oranienburg, Löwenberg und Herzberg "Rheinsberg von Berlin aus zu erreichen ist nicht leicht". Das ist heute nicht anders als zu Fontanes Zeiten. Für die 84 Bahnkilometer braucht man auf der Hinfahrt mit zweimal Umsteigen drei Stunden und zurück mit viermal Umsteigen dreieinhalb Stunden. Dann hat man einen Samstag, ein Stück Brandenburg und immerhin vierzehn Stunden hinter sich.

Über die Autobahn, die Berlin mit Hamburg und Rostock verbindet, ist man wenigstens schnell in der Nähe und in Neuruppin, wo am 30. Dezember 1819 der Meister der Milieuschilderung und Schöpfer der "Wanderungen durch die Mark Brandenburg" geboren wurde. Von hier aus führen viele Wege durch die Ruppiner Heide nach Rheinsberg und einige davon sind sicher "im großen und ganzen so gut, wie Sandwege sein können". Schon damals stritt sich der große Friedrich in einer "Kabinettsorder" um "195 Thlr. 22 Gr. 8 Pf. zu zahlende Reparaturkosten", weil er den besten Weg kennen würde und "die Reparation nicht nöthig war". Es fragt sich nur, mit wem man sich heutzutage streiten soll, Bund, Land oder Autohersteller, wenn sich "Made in Germany" auf den brandenburgischen Straßen auflöst.

Die märkischen "Halbstraßen", eine Hälfte mit rotem Kopfsteinpflaster, die andere der sandige Sommerweg für die Landwirtschaft, haben sich bis heute gehalten. Die Flecken Neumühle, Molchow, Zermützel, Stendenitz, Tornow und Braunsberg hat man dennoch wohlbehalten passiert. Und es ist einem auch nicht entgangen, daß sich hinter dichten Kiefernwäldern einsame saubere Gewässer verbergen: Molchowsee, Teetzensee, Kellensee, Zermützelsee und Tornowsee sind jedenfalls mit dem Straßenzustand zufrieden.

In Rheinsberg halten wir, wie einst Theodor Fontane, "vor einem reizend gelegenen Gasthofe, der noch dazu den Namen der 'Ratskeller' führt", und probieren, "ob der Ratskeller seinem Namen Ehre mache oder nicht". Der zweiundzwanzigjährige Juniorchef Sebastian Däbel, schlank und rank, gewandt und charmant, auch mit den hier üblichen (zu) langen Haaren, serviert die feine "Rheinsberger Aalsuppe" zu 5,50 Mark und nebenbei die Geschichte des alten Hauses: Als der ehemalige prinzliche Keller mit der Wirtsfamilie Otto, die dieses Haus zwischen 1886 und 1953 führte, "seinen alten guten Ruf wiedererlangt" hatte, kam, wie fast überall in den neuen deutschen Bundesländern, natürlich die HO und auf diese ganz selbstverständlich der Abriß.

Auf den alten Grundmauern, vorn die Gaststätte in einem gelbverputzten historisierenden Bau, hinten der Küchentrakt in Großplattenbauweise, blüht nun wieder tagsüber das Geschäft, und abends "ist hier nicht viel los". Während der junge Mann früher hin und wieder mal nächtens in Ost-Berlin Einzug hielt, nach dem Fall der Mauer das "zu anonyme" Charlottenburger Nachtleben ausprobierte, orientiert er sich heute lieber in den märkischen Diskos von Kagar und Walsleben.

Der Ratskeller „bildet seine eigene Art“, liest man bei Fontane, „und eine Art, die nicht zu verachten ist“. Während wir mit zwei angehenden Historikern auf die deftigen Hauptgänge warten, Ente mit Rotkohl und Kloß, Falscher Hase mit Gemüse, Rheinsberger Fischteller mit Kartoffeln, alles unter 20 Mark, kommt das Gespräch auf Friedrich den Großen, seinen Bruder Prinz Heinrich und auf das Rheinsberger Schloß, in dem nach Einschätzung durch den Historiker C. V. Easum „keine der dort geführten illustren Ehen sich als ‚glücklich‘ im allgemein anerkannten Sinne des Wortes erwies. Beide Ehen stellten von Anfang an, psychologisch betrachtet, schwere Risiken dar. Wirkliche Ehen oder gar Liebesheiraten waren beide nicht; lediglich königliche Verbindungen“.

Als der große Friedrich und der „ungeliebte“ Vater Friedrich Wilhelm I. im letzten Jahr und unter der Obhut des Bundeskanzlers in Sanssouci ihre zweite letzte Ruhe finden sollten, sorgten fünfzehn Berliner Tunten in Rokokokostümen für Unruhe. Der neunundzwanzigjährige Initiator Jens Friedrich, der auch „nach seiner Fassung selich“ werden will, nutzte die Gunst der Stunde und provozierte mit einer „Outing-Aktion des Schwulenzentrums Berlin“. Er drehte und wendete die Äußerung des neunzehnjährigen Friedrich aus dem Jahre 1731, „Ich finde in mir weder genug Beständigkeit noch genug Liebe zum weiblichen Geschlecht“, für die Sache der Bedrängten und stellte in seinen Flugblättern fest, daß in Potsdam „ein Homosexueller zu Grabe getragen wird“.

Jetzt, in Rheinsberg, wo Friedrich der Große seine Jugendjahre verbrachte und sein Bruder Heinrich fast ein halbes Jahrhundert lebte, reden wir über „den Geschmack der griechischen Liebe“, wie sich ein preußischer Offizier 1790 auszudrücken pflegte. Zeitgenossen wunderten sich über „Prinz Heinrichs merkwürdig gleichgültiges Verhalten als zukünftiger Ehemann“. Immer wieder gab es Berichte, „daß er bereits jemanden liebe, den er nicht heiraten könne. Andere Gerüchte besagten, daß er zwar niemanden liebe, aber gegen seinen Willen zur Ehe gezwungen wurde“. Der im Jahre 1726 geborene Prinz wird von engen Vertrauten als „ein eingefleischter Frauenfeind“ geschildert, mit „schnellwechselnden Stimmungen“, der „sein ganzes Leben lang gleich impulsiv, schlechtberaten und unglücklich in der Wahl der Mitglieder seines offiziellen Haushalts“ war. „Nur selten war er derb, rauh nie.“

Für dieses „Zwitterwesen“, wie es der König von Preußen 1752 in seinem Politischen Testament titulierte, das weder Herrscher noch Privatmann ist und „sich bisweilen schwer regieren“ läßt, weil die „hohe Abstammung einen gewissen Hochmut einflößt“, fällt er eine eindeutige Entscheidung. Er arrangiert für den 25. Juni 1752 in der Kapelle des königlichen Schlosses in Charlottenburg die glanzvolle Trauung mit Wilhelmine von Hessen-Kassel, auf der der Bräutigam mit „düsterer Miene“ wie zum „Opferaltar“ geführt wird, und teilt seiner zweifelnden Schwester Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, lakonisch mit: „Eine Frau wird ihm guttun.“

Der neue Ehemann, Prinz Friedrich Heinrich Ludwig, der den französischen Stil bevorzugte und als Frédéric Henri Louis zeichnete, erhielt die Herrschaft Rheinsberg von seinem Bruder als Geschenk. Er „heiratete nicht aus Liebe, sondern um der Freiheit willen“, um in der eigenen Hofhaltung endlich sein eigener Herr zu sein.

In den Wintermonaten versammelte man sich in Berlin und feierte den Karneval. Man sah „Prinz Heinrich als Sklavenmädchen auf dem Markte“ tanzen und Männer in Frauenkleidung auftreten. Im sommerlichen Rheinsberg aber waren die Nachmittage der Gesellschaft dem Diner, der Lektüre, der Musik und dem Schauspiel vorbehalten: Mitglieder einer französischen Schauspieltruppe mit dem Schauspieler Blainville, der als „ein besonderer Liebling des Prinzen“ galt und sich das Leben nahm, „als es der Kabale seiner Genossen gelungen war, ihm momentan die Gunst seines Herrn zu entziehen“, und dessen Verlust Heinrich nie verwunden haben soll, spielten im „Theater im Garten“.

Wenn der derzeitige Rheinsberger Hauptkonservator Detlef Karg den „drohenden Verlust der noch vorhandenen ruinösen Parkarchitekturen“ beklagt, muß man den Buchhändler und Verleger Friedrich Nicolai zitieren, dessen detaillierte Beschreibung aus dem Jahre 1778 wohl allein wieder an die Wurzeln des „künstlich angelegten Schauspielplatzes“ führt: „Coulißen, Orchester, Proscenium, Kabinetter zum Umkleiden der Schauspieler, alles ist auf diesem Theater in grünen Hecken und Wänden nachgeahmt, das Amphitheater beschließt einen weiten Umfang, und das Parterre ist durch hohe Bogengänge eingeschlossen, die mit wildem Wein und andern Tankenden Gewächsen bepflanzt sind.“

Rheinsberg wird jetzt wieder von den „Staatlichen Schlössern und Gärten Potsdam-Sanssouci“ verwaltet. Der Park ist geöffnet und das Schloß zur Besichtigung freigegeben. Einige Bilder und wenige Möbelstücke, schnell aus den Depots von Potsdam herangeschafft, können nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die gesamte Anlage in einem jämmerlichen Zustand befindet.

Das Schloß wurde von 1953 bis 1991 als Diabetiker-Sanatorium genutzt. In den Zimmern des Prinzen Heinrich im ersten Stock des Corps des Logis „schossen“ Handwerker durch die bemalten Holzvertäfelungen Leitungen. Durch die marmornen Kamine „legte“ man Heizungsrohre. In den Deckengemälden wurden Neonröhren „installiert“ und das Schlafzimmer des Prinzen in eine Diätküche verwandelt.

Nicht viel besser erging es dem Theater. Es brannte nach 1945 ab. Gesichert wurde bis heute nichts. Geblieben sind derzeit nur noch die Umfassungsmauern und die Beschreibung von Friedrich Nicolai: „Zwey Reyhen Logen übereinander, mit blau und weiß gemahlten Blumengehängen ausgezieret, werden von Termen und gewundenen Säulen getragen, und schließen nebst dem Parterre den Platz für die Zuschauer ein. Das Theater aber hat eine ansehnliche Breite und Tiefe.“

Nach dem Essen, das der Prinz bei schönem Wetter im Freundschaftstempel einnahm, „Maccaroni, Knoblauchsaff und Parmesankäse“ waren verpönt, und „wie er Frauen nicht liebte, so auch nicht den Wein“, gab es Theater oder Konzert. Manchmal spielte Heinrich Violine oder Baßgeige. Bisweilen komponierte er die Musik. Die Marquise de Sabran schrieb darüber: „Man gibt abwechselnd große Opern, die, was die Musik

betrifft, ebensogut aufgeführt werden als in Paris, aber ohne Ballett, außerdem die besten Stücke wie im Theatre Français und alle komischen Opern.“

Drüben im Schloß, im Konzertsaal mit Spiegeln, Goldrahmen und Stuck, retten „drei einsame polnische Restauratoren, was dort zu retten ist. Während sie die Risse im Deckengemälde „mit Papier“ sichern, und das ist alles, was sich dort derzeit tut, zeigt die „Deutsche Bank AG Frankfurt am Main“ in den vergammelten Räumen „Zeitgenössische Druckgraphik“ von Baselitz, Beuys, Immendorf, Knoebel, Lüpertz, Palermo, Penck, Polke, Richter und Roth. Ob diese Vernissage die 40 Millionen Mark erbracht hat, die Rheinsberg nach einer Grobschätzung der „Deutschen Gesellschaft e. V.“ für eine Restaurierung braucht, konnte bisher nicht in Erfahrung gebracht werden.

Als die Präsidentin des Deutschen Bundestages einst die Schirmherrschaft über den „Freundeskreis Schlösser und Gärten der Mark“ übernahm, hatte der Appell seine Wirkung: „Die barocke Kleinstadt mit ihrem Wasserschloß und den weitläufigen Garten- und Parkanlagen ist ein Denkmalensemble von europäischem Rang. Für die Kunst- und Architekturgeschichte der Mark Brandenburg des 18. Jahrhunderts ist Rheinsberg einmalig.“ Heute hat die Kuratoriumsliste nur noch klingende Namen: Lafontaine und Rau, Bahr und Brandt, von Dohnanyi und von Bismarck; Friedrich und Kupfer, Königsdorf und Rinser waren wohl (wenn überhaupt) schon lange nicht mehr hier.

Schloß Rheinsberg wurde zwischen 1734 und 1737 von Johann Gottfried Kempter als Kronprinzenresidenz im Renaissancestil erbaut. Von 1737 an gestaltete Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff im wesentlichen die Innenräume. Zwischen 1753 und 1802 wurden die Wohnräume teilweise unter Prinz Heinrich umgestaltet. Der Bau wurde bis 1918 von der preußischen Hofkammer verwaltet und anschließend bis 1945 als Museum betrieben. Der Rest ist bekannt.

Rheinsberg und Prinz Heinrich sind derzeit wieder in den Schatten von Sanssouci und des großen Friedrich getreten. Wie kommt es, daß (nach einer aktuellen Studie des Instituts für Tourismus an der Freien Universität) das Ausflugsverhalten der Berliner im Vergleich mit den Großstädtern anderer deutscher Ballungsgebiete „atypisch“ ist, wie kommt es, daß „Potsdam, der Spreewald, die Stadt Brandenburg und Werder“ mit weitem Abstand vor Rheinsberg rangieren, und „wie kommt es“, fragt Theodor Fontane, „daß dieser kluge, geistvolle Prinz Heinrich, dieser Feldherr sans peur et sans reproche, dies von den nobelsten Empfindungen inspirierte Menschenherz, so wenig populär geworden ist“.

Als Friedrich der Große 1786 im Park von Sanssouci zu Grabe getragen wurde und der Neffe Friedrich Wilhelm 11. die Geschäfte der Hohenzollern übernahm, war der Rat von Onkel Heinrich nicht mehr gefragt. Er sah die auf Gesellschaften verbrachten Stunden als verloren an, zog sich endgültig in das „stille Schloß am Boberowwalde“ zurück und überließ sein Berliner Stadtpalais (die heutige Humboldt-Universität) seiner Gemahlin, von der er sich 1766 getrennt hatte. Zu Besuch kamen Prinzessin Amalie, Prinz Ferdinand und Prinz Louis Ferdinand. Besucht wurden Herr von Zieten in Wustrau, Frau von Arnstedt in Hoppenrade und vor allem Major von Kaphengst auf Meseberg.

Nach Meseberg sind es 22 Kilometer, für die man seinerzeit mit einem schnellen Pferd eine Stunde brauchte. Der Ort, dessen einstige SED-„Vorsitzende des Rates der Gemeinde“ nach der Ablösung nun wieder im Amt als „Bürgermeisterin“ sitzt, „weil es kein anderer machen will“, liegt nahe bei Gransee an der Bundesstraße 96, die Berlin mit Greifswald, Stralsund und der Insel Rügen verbindet.

An der Ostseite des Huwenowsees steht auf einer kleinen Anhöhe das barocke ländliche Schloß Meseberg. Das zweigeschossige Haus mit Mansardwalmdach liegt auch heute noch wie ein „Zauberschloß“ da. In dieser öden Gegend ahnt man „nichts von der verschwiegenen Talschlucht an seiner Seite, von der steilabfallenden Tiefe mit Wald und Schloß und See“. Der dreiachsige Mittelrisalit ist durch vier ionische Halbsäulen gegliedert. Im Innern kann man die einst reiche und mit viel Holz ausgestattete Einrichtung nur noch erahnen.

Das Anwesen gehörte einst einer Familie von Göben. 1738-39 ließ Hermann Graf von Wartensleben das Schloß errichten. Der Rheinsberger Prinz kaufte den Güterkomplex und schenkte es 1774 Major von Kaphengst. 1825 ging es in den Besitz der Familie von Jagow über. 1845 heißt der Besitzer Friedrich Freiherr von Hövel. Nachfahren aus der Familie des Dichters Gotthold Ephraim Lessing übernahmen 1885 das Grundstück, das bis 1945 unterschiedlich genutzt und von Verwaltern betreut wurde. 1972 erhielt die

Akademie der Wissenschaften der DDR das „Volkseigentum“, um es als Gästehaus auszubauen. Es blieb ein Plan.

Der heutige „Schloßherr“ heißt Axel Zakei. Am Rande des Dorfes baut er sich jetzt sein eigenes Heim. „1944/45 war hier eine russische Kommandantur untergebracht. Später retteten Flüchtlinge aus dem Osten das Schloß vor der Sprengung, weil sie hier Unterkünfte fanden.“ Der frühere Betriebshandwerker der Akademie und jetzige Hausmeister der KAI, hinter deren Abkürzung sich das „Kommunale Abwicklungsinstitut“ verbirgt, hat einen befristeten Arbeitsvertrag bis zum Sommer. Einige Leute hat er nach dem Fall der Mauer durch die Räume geführt, auch „ein Herr von Dönhoff aus Hamburg hat Interesse“ am Schloß, das von der Gemeinde bis vor kurzem noch als „Schule, Kindergarten, Wohnraum, Gemeindesitz und Werkküche für die LPG genutzt wurde“.

Im Gartensaal macht Axel Zakei auf die Decke aufmerksam. „Dort befand sich bis vor einigen Jahren ein Deckengemälde auf Leinwand, das im ‚Krebsforschungsinstitut‘ in Berlin-Buch zur Restaurierung liegt.“ Dieses Gemälde des Berliner Malers und Akademiedirektors Christian Bernhard Rode aus der Zeit um 1790 mit der Darstellung einer Apotheose des Prinzen Heinrich von Preußen wurde seinerzeit von Major von Kaphengst in Auftrag gegeben.

Christian Ludwig von Kaphengst kam irgendwann nach dem Siebenjährigen Krieg an den Rheinsberger Hof. Prinz Heinrich „fand Gefallen an seiner Jugend und Schönheit“, machte ihn bald zum Adjutanten, „eine Stellung, zu der ihn (nach Fontane) seine geistigen Gaben keineswegs befähigten“, später zum Kapitän und schließlich zum Major, der nun den Hof und den Prinzen selbst beherrschte. Eines Tages im Jahre 1774 kam ein Herr von Wülknitz aus Sanssouci mit 10000 Stück Friedrichsdor und teilte Heinrich mit, „daß er den Major von Kaphengst entlassen möge“.

Die Angelegenheit wurde im Sinne „Seiner Majestät“ geregelt. Der vierunddreißigjährige Junggeselle Christian Ludwig bekam Meseberg geschenkt, siedelte zum nahen Huwenowsee über, wo er erst fünfzehn Jahre später Maria Louise Therese Toussaint heiratete, die „sich bei den Aufführungen auf der Rheinsberger Bühne die Gunst des Prinzen in hohem Grade zu erringen gewußt“ hatte.

Die Übersiedlung nach Meseberg „war so wenig gleichbedeutend mit Entfremdung, daß vielmehr das gute Einvernehmen zwischen Prinz und Günstling aus diesen zeitweiligen Trennungen nur neue Nahrung bezog“. Ein preußischer Feldprediger aber hätte es schon 1791 nie gebilligt, „daß man über einen solchen Gegenstand öffentlich redete, wenn man auch richtige Beweise anzuführen hätte“.

Unter den alten Buchen finden wir die zerstörte Grabstätte der letzten Schloßbesitzer und entdecken am Stein, wie vorher an den Türen und Wänden im Schloß das „Wappen“ der Lessings. Mit den drei ineinander verwobenen Ringen haben sie wohl sicher nicht nur an den Nathan gedacht: „Es eifre jeder seiner unbestochnen von Vorurteilen freien Liebe nach!“

Was Nathan seinerzeit „des baren Gelds zuviel“ hatte, weil die Zeit „bedenklich wiederum zu werden“ drohte, wäre heute in den märkischen Schlössern „sicher“ angelegt. Während Rheinsberg in den Schoß der Potsdamer Schlösserverwaltung gefallen ist, befindet sich Meseberg noch in einem „Umsortierungsprozeß“. Das Land Brandenburg will dort „eine wissenschaftliche Tagungsstätte einrichten“, in der die hinübergeretteten Kunstschatze würdig behandelt werden. Während die Denkmalpflege noch aufnimmt und recherchiert, will der zuständige Referatsleiter für Denkmalschutz, Hartmut Dorgerloh, jetzt erst einmal Mittel beschaffen, um „wenigstens die Fenster zu sichern“. Den Major vermißt man heute doch, erst recht Heinrich, weil „an seinen Säckel und seine Großmut in nicht enden wollenden Geldverlegenheiten endlos appelliert“ werden konnte. Was vorerst bleibt, sind schöne Geschichten und zwei Schlösser im Märkischen. Zwischen Rheinsberg und Meseberg liegen drei preußische Meilen oder 22 597,44 Meter.